

Wie möchten Sie sterben?

Antworten von Politikern und Politikerinnen aus dreizehn Jahren

Aus welchen inneren und äußeren Quellen schöpfen eigentlich Politiker, wenn sie politisch handeln? Aus dem Bewußten oder aus dem Unbewußten? Aus dem Bauch oder aus dem Kopf? Aus dem unerschöpflichen Grund der Gefühle oder aus der Vernunft? Aus Eingebung oder Berechnung? Aus Traditionen, Parteiprogrammen und Koalitionsvereinbarungen? Orientiert an Werten oder aus purer Lust an der Macht? Aus materiellem Interesse oder aus Mitleid und Nächstenliebe, aus Solidarität und aus Sorge ums gemeine Wohl? Was treibt sie wirklich im Innersten dazu, den Beruf des Politikers zu ergreifen? Die Max Webersche Leidenschaft, verbunden mit Augenmaß und Verantwortung? Die Lust zu gestalten oder die Last der Sinnsuche? Die Freude am Leben oder die Angst vor dem Tod? Wir wissen es nicht, wissen zumindest viel zu wenig darüber.

Am wenigsten wissen wir, ob und inwiefern die Auseinandersetzung mit Tod, Endlichkeit und Sterblichkeit, sei es der eigenen Person, sei es der Mitmenschen, eine Determinante des politischen Handelns, des Handelns von Politikern ist. Indes: Hat je einer unserer Politiker einen so klugen Biographen bekommen wie Kaiser Hadrian, den Marguerite Yourcenar gleich im einleitenden Kapitel von „Ich zähmte die Wölfin“ als einen Menschen zeichnet, dessen Handeln und Denken in vielfacher Weise auf die Auseinandersetzung mit Tod, Sterblichkeit und Endlichkeit zurückgeht? Fand je ein Politiker unserer Republik einen so tiefen Analytiker, wie Mao Tsetung ihn in Robert J. Lifton („Die Unsterblichkeit des Revolutionärs“) gefunden hat? Und darf bei uns ein Politiker so offen über sein Verhältnis zum Tod, seine Todeserfahrungen und deren Auswirkungen auf sein Handeln sprechen wie ein Vizepräsidentenskandidat Al Gore, der auf dem Parteitag der Demokraten im Juli 1992 über vielfache Begegnungen mit dem Tod und deren Auswirkungen auf sein Denken und Handeln berichtete? Gewiß, es mögen nicht wenige Delegierte betreten unter sich geguckt haben, als er dies tat; gleichwohl war Gore sich wohl sicher, in einer Gesellschaft zu leben, wo das Sprechen über solche Erfahrungen – den Beinahe-Unfalltod seines Sohnes, den Tod seiner Schwester, das Näherrücken des eigenen Todes durchs Älterwerden, den „politischen Tod“ einer Wahlniederlage – auf Verständnis stößt. Gore jedenfalls beharrte darauf, daß diese Erfahrungen ihn veränderten, ihn motivierten, ins-

besondere sein inzwischen auch in Europa zum Bestseller gewordenes Buch „Earth in the Balance“ zu schreiben.

Bei uns in Deutschland ist solch öffentliches Reden von Politikern über ihre eigene Auseinandersetzung mit dem Tod schwer möglich, auch wenn man gern erfahren würde, ob und wie solche – philosophischen oder durch erlittene Gewaltsamkeit erzwungenen – Begegnungen mit der eigenen Endlichkeit ihr Handeln prägen. Sicher wären Kausalkonnexte zwischen Todes- bzw. Beinahe-Todeserfahrungen schwer herzustellen, und unmittelbare Zurechnung einer Todeserfahrung oder -auseinandersetzung zu einer politischen Handlung oder Einstellung gelänge wohl nur in den seltensten Fällen. Aber man darf doch vermuten, daß Politiker, die wie alle Menschen sterblich sind, sich wie alle Menschen mit ihrer Sterblichkeit auseinandersetzen, ihr Leben sogar mit Blick auf diese Erfahrung entwerfen, um nicht zu sagen designen.

Aus diesem Grund nun ist der FAZ-Fragebogen mehr als eine Spielerei und sollten so „unpolitische“, ja heikle Fragen, wie er sie allen Adressaten, ergo auch Politikern, seit 1980 stellt, durchaus ernstgenommen werden. Wir haben uns die Mühe gemacht, aus den von 1980 bis 1993 erschienenen Antworten auf die Frage „Wie wollen Sie sterben?“ diejenigen herauszusuchen, die von „Politikern“ gegeben wurden (wobei man darüber rechten mag, ob das ein hinreichend genaues Kriterium zur Abgrenzung darstellt und ob nicht jener unter dieser Kategorie dort Aufgenommene dort nichts zu suchen hat, wohl aber dieser, der nicht berücksichtigt wurde. Es kann aber versichert werden, daß es nur ganz wenige „Zweifelsfälle“ unter den 112 Ausgewählten gab – eine statistisch vernachlässigbare Zahl, wenn es sich um eine statistische Erhebung handelt).

Nun ist der Fragebogen mit Sicherheit nicht – und das behauptet auch niemand – ein Instrument aus dem Werkzeugkasten der Sozialwissenschaft; er ist Grundlage eines Gesellschaftsspiels (freilich, wie gesagt, eines Spiels mit ernstem Hintergrund), und so dürfen, ja müssen wir vermuten, daß auch die Antworten kein exakter Gradmesser der Befindlichkeit, kein exaktes Auskunftsmittel über die wahren Gedanken und Gefühle der Antwortenden darstellen – zumal es sich bei diesen zum Zeitpunkt der Beantwortung in der Regel um noch im aktiven Politikerleben stehende Personen handelt (wenn im folgenden die Funktion eines Betreffenden erwähnt wird, ist es die zum Fragezeitpunkt innegehabte), die wissen, daß auch die spielerische Äußerung ein Politikum ist. Hinzu kommt, daß doch die Frage selbst eine ziemliche Ambivalenz enthält; zumindest kann sie von den Befragten auf vielfache Weise interpretiert werden. So glauben die einen, mit dem „Wie wollen Sie sterben?“ nach der Todesart oder nach dem zeitlichen Aspekt, dem Wann und der Dauer ihres Sterbens gefragt zu sein, wieder andere meinen, der Frager wolle wissen, wo, in welchem sozialen Umfeld, auf welcher Bühne sie sterben wollen; und nochmals andere fühlen sich aufgefordert, darüber nachzudenken, in welcher – geistigen oder seelischen – Befindlichkeit sie die letzte Stun-

de erleben wollen; dann gibt es die, die durch die Frage angeregt werden, über das Danach nachzudenken, diejenigen, die sich nach dem Urheber ihres Todes – Schicksal oder eigene Entscheidung – gefragt fühlen, und schließlich solche, denen die Frage überhaupt nicht recht ist oder die zumindest nicht wissen, was sie antworten sollen.

Der letzteren sind es allerdings nur sehr wenige: „Dies“ – nämlich wie man sterben möchte – „dies zu wünschen“, meint Dorothee Willms, „ist uns nicht geschenkt.“ Das ist keine sehr logische Antwort, denn Wünschen ist uns nicht nur im Märchen allemal möglich, freilich nicht immer die Erfüllung der Wünsche. Sibyllinisch – oder soll man sagen: typisch politikerhaft? – ist Manfred Kanthers Reaktion auf die Frage; schreibt er doch in die leere Zeile: „Kein Kommentar“. Was meint er damit? Daß er sich zu der Frage nicht äußern will oder kann? Ist sie ihm zu dubios? Zu verdächtig? Ist er gar in den Fall verwickelt? Fühlt er sich ertappt? Oder meint er etwas ganz anderes, nämlich, daß er voraussichtlich der Nachwelt als „letztes Wort“ zum letzten Vorfall, um nicht zu sagen zum letzten Skandal seines Politikerlebens den Kommentar „Kein Kommentar“ zu hinterlassen gedenkt?

Ganz offensichtlich ein Skandalon scheint der Tod wenn nicht für Kanther, so doch für jene seiner Politikerkollegen zu sein, die sich ebenfalls weigern, über das Wie ihres Todes nachzudenken und statt dessen eher im Ton des erstaunten „Wie?! Ich??“ antworten. „Kein Gedanke daran“, empört sich Ministerpräsident Eichel aus Hessen, und sein Koalitionskollege Joschka Fischer dekretiert: „blöde Frage! eigentlich gar nicht“. So zeichnet sich am Horizont eine Ampelkoalition der Todesverweigerer ab; denn auch Liberale, und dazu weitere Sozialisten, schließen sich den Rebellen an: „Da gibt es nichts zu mögen“, bellt Burkhard Hirsch den Fragebogen an, und Hermann Otto Solms' fast beleidigte Antwort heißt: „gar nicht“. „Muß man möchten?“, fragt KD Wolff keß zurück, und Heidemarie Wieczorek-Zeul wagt mit einem „am liebsten nie“ den Versuch, ein Stück verlorener Utopie zurückzugewinnen.

Das Pfeifen im Walde? Ein Stück letzter sozialistischer Aufsässigkeit gegen die *Conditio humana*, die man doch so gern abgeschafft hätte? Ein Rest liberaler Selbstbehauptung – oder schlicht ein wenig postmoderne Koketterie? Oder aber etwas ganz anderes: nämlich Ehrlichkeit, im Gegensatz zu all jenen anderen, die sich und ihre Todesangst, ihre Unlust zu sterben hinter Formeln und Floskeln, hinter kindlichen Katechismusweisheiten und imageförderlichen Schlagworten verstecken? Wir wollen keinem der Antwortenden zu nahe treten; mangels geeigneter Kriterien sollten wir bis auf weiteres – also auf unabsehbare Zeit – zu ihren Gunsten annehmen, daß sie auf eine letztlich sehr intime, aber öffentlich zu beantwortende Frage guten Willens und nach bestem Wissen und Gewissen geantwortet haben, ja, daß sogar ein Stückchen Wahrheit durch ihre Antworten durchschimmert.

Der Versuch, die Antworten zu kategorisieren, ein Spektrum der Antworten zu erstellen, ist durch die Unbestimmtheit des „Wie“ und durch die Nichtstandardisierung der Antworten einigermaßen schwierig. Machen wir deshalb am einfachsten dort weiter, wo wir angefangen haben. Wir hatten erst die Antwortverweigerung, dann die Todesverweigerung; logischerweise kommt nach der Weigerung, überhaupt zu sterben, das Feilschen um, oder freundlicher gesagt: der Wunsch nach einem möglichst späten Tod nach einem langen Leben. „Nicht zu früh“, sagt Peter Gauweiler und trifft damit die einfachste Version des Wunsches nach einem späten Tod. Allen anderen, die das Wie als ein Wann verstehen (bzw. mißverstehen), genügt das „spät“ allein nicht, wollen ein qualifiziertes „spät“, meistens in Kombination mit einem „schnell“: Der Verfassungsrichter Ernst Benda will „schnell, aber später“ sterben, und Minister Ignaz Kiechle „schnell, aber spät“; Birgit Breuel will es umgekehrt: „spät, aber dann schnell“; „plötzlich, aber noch lange nicht“ möchte Niedersachsens Ministerpräsident Gerhard Schröder die Bühne verlassen, genauso wie der frischgebackene Minister Matthias Wissmann („schnell, aber noch lange nicht“). Andere drücken den Wunsch nach einem langen Leben mit weniger quantitativen Adjektiva aus, wollen „nach einem erfüllten Leben“ sterben (und „ohne Last für andere“), wie Volker Rühe, „alt und gesund“ wie Jürgen Möllemann, oder „alt und lebenserfüllt“, wie CDU-Generalsekretär Peter Hintze. 1980 – noch Kanzler – stellte sich Helmut Schmidt vor, „glimpflich – aber noch nicht bald“ Abschied vom Leben zu nehmen; was „glimpflich“ heißen sollte, wissen wir nicht; wir wissen nur, daß sein Abschied von der Politik nicht ganz so glimpflich und schon bald sich einstellte, dafür aber der endgültige Abschied sich gemäß seinem Wunsch hinauszögert.

Salomonisch hinsichtlich des Wann bleibt Wolfgang Thierse: „Nicht zu früh, nicht zu spät“ möchte er sein Leben beendet sehen; und er leitet damit zu jenen über, die – auch das gibt es – gar nicht unbedingt um ein langes Leben bitten. Vielleicht gehört Alfred Dreggers knappes „rechtzeitig“ in diese Kategorie; mit einiger Sicherheit dürfen wir aber Angela Merkels „voll im Leben stehend“ und Rita Süßmuths fast gleichlautendes „mitten aus dem aktiven Leben heraus“ dazu rechnen.

Wenn wir nun noch Helga Schuchardts „plötzlich und unerwartet“ hinzufügen (weil eben, je älter man wird, desto weniger unerwartet der Tod kommt), befinden wir uns mit einem Bein schon bei der verhältnismäßig großen Gruppe jener Politiker, die ausgerechnet *den* Tod gern sterben wollen, der von den Hinterbliebenen in Todesanzeigen durch die Worte „plötzlich und unerwartet“ als besonders infam und schmerzbringend denunziert zu werden pflegt. Schlicht und einfach „schnell“ wollen (bzw. wollten) sterben Heinrich Albertz und Gert Bastian, Hans-Ulrich Klose, Jens Reich und Markus Wolf. Daß es „schnell“ gehen müsse, wünschen, ja fordern auch andere, bedienen sich dabei aber anderer Adjektiva bzw. Adverbien, Synonyma zu „schnell“: „Plötzlich“ wollen Frankfurts ehemali-

ger Oberbürgermeister Wolfram Brück und der DDR-Ministerpräsident Lothar de Maizière abtreten können, für „plötzlich und unerwartet“ plädieren Helga Schuchardt und Henning Voscherau; „kurz“ (und schmerzlos) möchte es die Umweltministerin Monika Griefahn haben, „rasch“ will es der seinerseitige Kartellamtspräsident Wolfgang Kartte hinter sich bringen, „rasch und unverhofft“ Hans-Jochen Vogel, „rasch, wenn es soweit ist“ (und gelassen) Manfred Rommel.

Andere knüpfen an die Raschheit weitere Kriterien, wollen „bewußt, aber schnell“ sterben, wie Wolfgang Mischnick, „schnell und schmerzlos“ wie Hans Modrow und „kurz und schmerzlos“ wie der Verfassungsrechtler Rupert Scholz. Richard Schröder möchte gern „nach ordentlichem Abschied von den Lieben tot umfallen“ – fügt aber, sich des Paradoxes bewußt, gleich hinzu: „Aber das gibt’s ja nicht“; „von einer Minute zur anderen“ will der Gewerkschafter Hermann Rappe Abschied nehmen müssen, und Alice Schwarzer wünscht sich, „im Schlaf“ überrascht zu werden, will also das Ereignis ihres Lebens verschlafen (und wir dürfen uns darüber Gedanken machen, warum sie sich so intensiv, um nicht zu sagen obsessiv mit dem Ende einer Person beschäftigt, die ihren, Schwarzers, „Wunschtod“ gestorben ist und in gewissem Sinn auch ihren eigenen).

An dieser Stelle, wo wir die mehr auf den Zeitpunkt und die Dauer des Todes abhebenden Interpretationen und Antworten abschließen, sollten wir kurz innehalten und erstaunt fragen: Wie kommt es, daß Politiker, zu deren Selbstverständnis es doch wesentlich gehört, die Dinge im Griff zu haben, sich nicht (so schnell) überraschen zu lassen und bei jeder wichtigen oder unwichtigen Sache um Zustimmung gebeten zu werden, wissentlich und entschieden darauf bestehen, vom, wie man annehmen darf, wichtigsten Ereignis in ihrem Leben ohne Vorankündigung betroffen zu werden, nicht vorher um Zustimmung gefragt zu werden, ob’s so recht wäre, daß sie darauf bestehen, daß das Lebensende ein Überraschungsei ist, dessen Inhalt – das Wann und Wo des Endes – nicht interessiert, Hauptsache man muß sich nicht lange damit beschäftigen.

Freilich, andere wollen doch etwas davon mitkriegen, wollen ihr Ende doch „bewußt“ erleben wie Irmgard Adam-Schwaetzer und Norbert Blüm; „bewußt und in Ruhe“ wie Rainer Eppelmann, „bewußt und in Frieden“ wie Georg Kronawitter, „bewußt, aber schnell“ wie Wolfgang Mischnick, „bewußt und zuversichtlich“ wie Rudolf Scharping (1991, bevor er Parteivorsitzender wurde), „vorbereitet und bewußt“ wie Edmund Stoiber (noch nicht bayerischer Ministerpräsident) oder „bei vollem Bewußtsein“ wie Manfred Lahnstein. Andere gebrauchen für „bewußt“ andere Begriffe, umschreiben, was sie meinen, in dem einen oder anderen Fall mit blumigen Worten: „Wissend“ möchte Klaus von Dohnanyi sterben, „bewußt“ Renate Schmidt, mit dem Zusatz „ich möchte es wissen und ein wenig Zeit dafür haben“; „wissend und ohne Schmerzen“ will die fünfundachtzigjährige Elisabeth Schwarzhaupt den Tod erfahren, „bei klarem Verstand und in dem Glauben an eine Existenz nach dem Tode“ Horst Teltschik, „hellwach

und voll Hoffnung“ Erwin Teufel; und Wolfgang Vogel will „noch fähig (sein), Nachlaß und Erwartungen zu regeln“.

So gibt es also doch Politiker, die auch die letzte Stunde noch bewußt erleben und nicht unbedingt vollkommen überraschend damit konfrontiert sein wollen; schnell und schmerzfrei gehen soll's freilich allemal, wenn's denn schon notwendig ist.

Überhaupt steht der Wunsch nach einem gnädigen Ende, einem Ende ohne Schmerzen ziemlich weit oben auf der Liste. Ein gewissermaßen fraktionenübergreifender Antrag, der Tod möge „schmerzlos“ kommen, verbindet Gert Bastian, Eberhard Diepgen, Peter Glotz, Monika Griefahn, Roman Herzog, Hans Modrow, Rupert Scholz und Wolfgang Vogel; mit einem „schmerzfrei“ gesellt sich Hermann Höcherl, mit einem „ohne Schmerzen“ kommen Hans Matthöfer, Elisabeth Schwarzhaupt und Rudolf Seiters dazu. Mit demselben Tenor, aber mit anderen Worten treten weitere Kollegen dem Antrag bei: „Bei Kräften“ möchte Klaus von Dohnanyi enden, „qualfrei“ Björn Engholm, „ohne Qual“ Jutta Limbach, „ohne lange Qualen“ Wulf Schönbohm, „ohne leiden zu müssen“ Jockel Fuchs, „ohne lange Krankheit“ Walther Leisler Kiep; von dreien wird mit denselben Worten ein Ende „ohne langes Leiden“ beschworen, nämlich von Ingrid Matthäus-Maier, Carl-Dieter Spranger und Hans Tietmeyer. Und dann gibt es noch diejenigen, die nicht nur sich selbst, sondern auch ihren Mitmenschen die mit Krankheit und Schmerz verbundenen Umstände ersparen möchten: Der seinerzeitige Chef der Bundesanstalt für Arbeit, Heinrich Franke, will zu Hause sterben und „nicht im Krankenhaus künstlich am Leben erhalten“ werden, und Cornelia Schmalz-Jacobsen möchte ebenfalls „nicht als Pflegefall enden“; schließlich würde auch Volker Rühe, ginge es nach ihm, sich „ohne Last für andere“ zu werden verabschieden, und Günter Gaus schließlich möchte ganz einfach „gesund“ sterben.

Immer noch befinden wir uns im Diesseits des Sterbens, bei seinen irdischen Begleiterscheinungen und den Vorstellungen der Befragten, wie diese sich gestalten sollen. Dazu gehören auch das „setting“, die Umgebung, in der, bitte, der letzte Akt sich abspielen möge. „Zu Hause“ sollte es für Heinrich Albertz gewesen sein, und auch für Björn Engholm ist dies der bevorzugte Ort des letzten Adieus. Wichtiger ist für andere, im „Schoß der Familie“ zu sterben (Heinrich Franke) oder „umgeben von vertrauten Menschen“ (Heinz Eggert); jedenfalls „nicht allein“ (Werner Münch, Friedrich Schorlemmer); „nicht allein – in der Nähe derer, die mir nah sind“ wollte Petra Kelly sterben – ihr Wunsch hat sich auf eine Weise erfüllt, von der wir wohl nie genau wissen werden, ob sie ihren Vorstellungen entsprach.

Es gibt noch eine Steigerung des einsamen Sterbens, und sie wird von Cornelia Schmalz-Jacobsen beschworen, gefürchtet: „Allein und verlassen zu sterben“ wäre ihr das Schlimmste. Da es danach keine Steigerung mehr gibt, können wir

hier nur einen männlich-trotzigen Kontrapunkt setzen: Will da doch einer – man glaubt es kaum – „allein“ sterben, nämlich Hans Matthöfer. Geht es noch heroischer?

Aber sicher: „Vor einem Erschießungskommando für eine dauerhaft gute Sache“ zu sterben, das ist das absolute Szenario – allerdings: Der Held ist, man kann es sich schon denken, kein richtiger Politiker; er äußert sich zwar sehr gern zur Politik, aber in seinem Herzen ist er doch Soldat geblieben, der General a. D. Gerd Schmückle. Ein Abschied nach dem Bilderbuch: die Pflicht getan, mit der Welt und mit sich im reinen, der Seelenhaushalt in Ordnung, das Vermächtnis geregelt. Nicht nur Generäle a. D. wollen so abtreten, auch Politiker, ob noch im Dienst, ob schon außer Diensten. Kommen wir also zum Seelenzustand, gewissermaßen dem inneren Setting, in das eingebettet, auf das gestützt gestorben werden möchte.

Hier finden wir zum einen den Wunsch, in Würde zu sterben. In diesem Verlangen treffen sich der Unternehmer und VEBA-Chef Benningsen-Foerder (nicht ohne es auch lateinisch auszudrücken: *cum dignitate*), der liberale Professor Ralf Dahrendorf und der Gewerkschafter und Sozialdemokrat Friedhelm Farthmann. Aber ganz oben auf der Wunschliste „Schöner Tod“ steht – fast ist man versucht zu sagen: erwartungsgemäß – der Frieden, in vielen Variationen und in bezug auf unterschiedliche Instanzen. Die einen wollen, ohne Bezug auf irgend jemanden, einfach „friedlich“ sterben (Heinrich Albertz) oder „in Frieden“ (Friedrich Bohl, Klaus Naumann, Georg Kronawitter, Walter Wallmann); den Wunsch Herta Däubler-Gmelins, „gelassen“, Klaus Kinkels, „ruhig“, Frau Leutheusser-Schnarrenbergers, „nicht verzweifelt“, Franz Steinkühlers, „gelassen und heiter“, sowie Manfred Stolpes, „zufrieden“ zu sterben, dürfen wir dazuzählen. Im Frieden mit sich das Leben beenden wollen Volker Hauff und Heide Simonis, ebenso wie Richard von Weizsäcker, der dafür den Ausdruck „im inneren Einklang“ vorzieht, und Hans Matthöfer, der „mit innerem Frieden“ gehen will. Anderen genügt dieser pazifistische Selbstbezug nicht; sie wollen „im Frieden mit mir und den Kindern“ sterben (Kurt Biedenkopf), „mit mir selbst und den Meinen im reinen“ (Helmut Haussmann) sein; und andere endlich wollen auch eine jenseitige Instanz in den Friedensschluß miteinbeziehen; Hildegard Hamm-Brücher und Theo Waigel reicht es sogar, nur „in Frieden mit Gott“ – nicht mit sich und den Menschen? – zu sterben; „in Frieden mit Gott und den Menschen“ wollte Franz Josef Strauß, „in Frieden mit Gott, meinen Mitmenschen und mir“ will sein Parteifreund Erwin Huber die Erde verlassen.

Nun endlich sind wir so weit, daß wir unseren Blick über den Erdenrand hinaus richten, oder vielmehr: danach fragen können, wie's denn unsere Todeskandidaten (und nicht wahr: auch Politiker sind Todeskandidaten!?) mit der Religion, insbesondere mit dem Glauben an ein Weiterleben nach dem Tod halten. Um es gleich zu sagen: Mag es Zufall sein oder Repräsentativität, für die meisten befrag-

ten Politiker scheint das irdische Leben die einzig denkbare Existenzform zu sein. Nur wenige liebäugeln mit, hoffen auf, glauben an ein Leben danach. Am sympathischsten, wir geben es gern zu, ist des ehemaligen Regierungssprechers Klaus Bölling freundlich-skeptisch-hoffendes Glaubensbekenntnis, zusammengefaßt in dem Wunsch, „ohne Angst und mit etwas Frömmigkeit“ zu sterben. Dies klingt agnostisch, versetzt mit einer Prise Zuversicht, daß der Agnostiker nicht recht behalten möge. Daß einige Politiker – nicht überraschend: Otto von Habsburg, Erwin Huber, Franz Josef Strauß; nur ein bißchen überraschend (ist sie nicht ebenfalls in Bayern „sozialisiert“ worden?) Hildegard Hamm-Brücher – „in Frieden mit Gott“ sterben möchten, haben wir schon gesehen; gleichwohl muß damit nicht der Glaube an ein Fortleben verbunden sein, wenngleich er wahrscheinlich ist.

Eindeutige diesbezügliche Zuversicht finden wir bei nur einem, nämlich Horst Teltschik, der „in dem Glauben an eine Existenz nach dem Tode“ sterben möchte. Freilich: Selbst hier wissen wir nicht hundertprozentig, ob Teltschik sich dies wünscht oder ob er sich sicher ist, so zu sterben. Und was heißt es, wenn Hans Maier sagt, er wolle „zuversichtlich“ sterben, oder wenn andere, wie Josef Duchac und Klaus Kinkel, Helmut Kohl und Edmund Stoiber, Wolfgang Ullmann und Günter Verheugen, Bernhard Vogel und Konrad Weiß, sagen, sie wollen „vorbereitet“ sterben? Vorbereitet, wie es sich für einen guten Katholiken gehört, mit den Sterbesakramenten? Vorbereitet, einem Richter im Jenseits guten Gewissens ins Auge sehen zu können? Was bedeutet das einfache „bewußt“, wie andere es sich wünschen? Und was meinen Johannes Rau und Rudolf Scharping, wenn sie „mit Zuversicht“ bzw. „bewußt und zuversichtlich“ das Leben beenden wollen? Ist mit „Zuversicht“ die Hoffnung gemeint, daß sie dann auf ein gutes Werk zurückblicken können? Oder richtet sich die Zuversicht auf das Danach, auf einen gerechten Richter, ein besseres Leben (als das eines Politikers?), auf die Antwort auf alle die Fragen, die das Dasein stellt – auf das Warum des Daseins und des menschlichen Strebens und politischen Handelns während dieses Daseins überhaupt?

Die eben vorgeführten Antworten der Politiker sind nur ein Anfang, und unsere Übersicht über die Antworten ist gleichfalls nur ein Anfang. Man könnte die Auswertung noch weitertreiben, könnte fragen: Wollen Sozialdemokraten anders sterben als Christdemokraten und Liberale anders als Grüne (ja, in der Tat, eine Grüne tanzt ganz aus der Reihe, will schlicht und einfach „im Sommer“ sterben, nämlich Antje Vollmer)? Haben weibliche Politiker andere Todesart-Wünsche als ihre männlichen Kollegen? Und ist die Antwort derer aus dem Osten Deutschlands anders als derer aus der alten Bundesrepublik?

Das „sample“ der Befragten ist sicher zu klein, als daß man hier statistisch einigermaßen repräsentative Aussagen bekäme; eine trotzdem gewagte tentative Quantifizierung zeigt, daß der Wunsch nach einem schnellen Tod bei den Politi-

kern aus Ostdeutschland häufiger vorkommt (40 %) als bei solchen aus dem Westen (25 %), bei Frauen (30 %) etwas häufiger als bei Männern (26 %), aber gleich häufig bei sozialdemokratischen und christlichen Politikern (24 %).

Bewußt und wissend sterben wollen 15 % der Frauen, aber 22 % der Männer, mehr Politiker aus dem Osten (26 %) als aus dem Westen (20 %) und etwas mehr Christdemokraten (24 %) als Sozialdemokraten (21 %). Dies sind keine besonders großen Unterschiede. Auch bei dem Wunsch, in Frieden und Gelassenheit zu sterben, finden wir zwischen den Geschlechtern und den Parteien keine großen Differenzen, hingegen eine deutliche Ost-West-Spaltung, insofern 25 % der westdeutschen, aber nur 6 % der ostdeutschen Politiker sich einen friedlichen Tod wünschen.

Größere Unterschiede finden sich auch bei den Antworten, die das „wie“ als ein „in welcher Umgebung?“ verstehen. Da ist doch erstaunlich, daß die männlichen Politiker mehr als doppelt so häufig (25 %) wie ihre Kolleginnen (10 %) im Kreis der Lieben bzw. zu Hause ihren letzten Atemzug tun wollen; wer aus der ehemaligen DDR kommt, will es ebenfalls deutlich häufiger als der Politiker der ehemaligen Bundesrepublik (6 %), und für Sozialdemokraten ist es fast doppelt (12 %) so wichtig, im häuslichen Kreis zu sterben, wie für die traditionellen Vertreter der Familienwerte (7 %). Einen möglichst schmerzlosen Tod schließlich wünschen sich mehr Frauen (30 %) als Männer (21 %) (sind diese also doch härter im Nehmen?), etwas mehr West- als Ostdeutsche (26/23 %) (ist der Ossi also doch etwas wehleidiger?) und mehr Sozial- als Christdemokraten (26/20 %).

Doch bevor nun jemand beginnt, aus diesen Zahlen und Unterschieden ernstgemeinte Schlußfolgerungen zu ziehen, sollte er, wie gesagt, gewarnt sein, daß wir es mit keinem repräsentativen Sample zu tun haben, daß im FAZ-Fragebogen der Zufall waltet und daß die Zuordnung der Antworten zu Clustern durchaus diskussionsbedürftig ist.

Interessanter vielleicht und wichtiger wäre, die Antworten auf ihre „innere Stimmigkeit“ hin zu überprüfen; enthält doch der FAZ-Fragebogen einige Fragen, die implizit ebenfalls nach der Einstellung zum Tod fragen: „Was ist für Sie das größte Unglück?“ und „Was wäre für Sie das größte Unglück?“ fördert Erinnerungen und Schreckvisionen vom Tod geliebter Nächster oder Erfahrung von Krieg und Furcht vor Vernichtung zutage. Andererseits: Impliziert die Frage nach dem Traum vom Glück nicht auch die Frage: „Wofür wären Sie im Notfall bereit, Ihr Leben zu riskieren?“ Dasselbe gilt für die Fragen „Was verabscheuen Sie am meisten?“ und „Welche geschichtliche Gestalten verachten Sie am meisten?“. In gleicher Weise kann die Antwort auf die Frage nach den Lieblingsheldinnen in Dichtung und Wirklichkeit ein Prüfstein dafür sein, ob man im Fall eines Falles todesmutig wie sie wäre.

Es sei an dieser Stelle nicht versäumt anzumerken, daß nur selten der Tod, das Sterben für eine gute Sache die Bewunderung oder zumindest Anerkennung der

befragten Politiker erhält, wenn sie gefragt werden, welche militärischen Leistungen sie am meisten bewundern. Achtzehn von 112, also 16 %, bewundern überhaupt keine militärischen Leistungen; für weitere 32 (29 %) ist nur eine verhinderte, unterbliebene oder nicht gewagte militärische Leistung oder aber die Beendigung eines Waffengangs (Rückzug, Kapitulation, Waffenstillstand, Friedensschluß) bewundernswert.

Man braucht kein „Bellizist“ zu sein, um sich verwundert zu fragen, warum ca. die Hälfte der befragten Repräsentanten unseres freiheitlichen Staates nicht bereit ist, zu konzedieren, daß es gelegentlich in der Welt notwendig ist, für eine gute Sache – zum Beispiel die Freiheit – zu kämpfen und das Leben zu riskieren; ganz abgesehen davon, daß diese Republik – danach muß 50 Jahre nach Kriegsende erinnert werden – ohne im Dienst an der Freiheit erbrachte militärische Leistungen vermutlich nicht existierte. Da mag es nur ein geringer Trost sein, daß in gerade 25 Antworten (22 %) auf die eine oder andere Weise dies anerkannt wird, nämlich daß militärische Leistungen wie die Invasion in der Normandie, die Luftbrücke, die Verteidigung Israels, der Kampf der Griechen gegen die Perser opfervoll, aber notwendig waren. „Wo entwürdigende zerstörerische Gewalt aufgehalten“ und „Leben und Freiheit“ gesichert werden müssen, wo es notwendig ist, Frieden zu schaffen und ungerechte Herrschaft zu beseitigen, da geht es nicht immer ohne militärische Gewalt. Und da stößt auch der Wunsch nach einem friedlichen, schnellen Tod ohne Schmerzen nach einem langen Leben und im Kreis der Familie, so begehrenswert er ist, gewissermaßen an seine Grenzen, und da müssen Politiker gefragt werden, sehr ernsthaft gefragt werden, nicht wie sie sterben wollen, sondern wofür sie im äußersten Fall zu sterben bereit wären. Dies ist um so wichtiger, als die Frage ja eigentlich lautet, wofür sie sterben zu lassen bereit wären; denn ihre Sterbensbereitschaft ist ja in der Regel nur symbolisch, während sie für diejenigen, die sie in den Kampf schicken, sehr reale Folgen hat.

Somit befinden wir uns unversehens und sehr ernst mitten in der Gegenwartsdiskussion, sind aus dem Gesellschaftsspiel in den Ernstfall unserer Gesellschaft versetzt worden, müssen uns den letztlich alles entscheidenden Fragen stellen, die da lauten: Wer sind wir? Was wollen wir? Wofür stehen wir im Inneren und nach außen? Wofür leben wir? Wofür wollen wir, wenn es gar nicht anders geht, sterben bzw. sterben lassen?

All diesen Fragen müssen wir alle uns stellen, wenn wir uns nicht mit nostalgischen Rückwärtsvisionen von geschlagenen Schlachten oder mit der Imagination neuer deutscher Großtaten zufriedenstellen wollen; wenn es uns weder genügt, „nie wieder Krieg“ zu sagen und alle Gewalt als böse abzutun, noch auch, kraftprotzend nach weltweitem Engagement zu rufen. Es reicht, sich daran zu erinnern, daß es militärische Leistungen gibt – man braucht sie nicht einmal zu bewundern –, „die anderen das Leben und die Freiheit retten“. Aber dies ist ein anderes Kapitel.